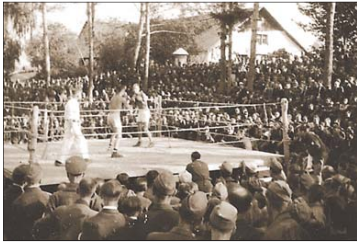


Portrait

Bayern, Deutschland, München Seite ROM3



„Für Boxkämpfe wurden deutsche Kriegsgefangene zuvor von den Russen aufgepöppelt.“ Dass es den Männern in Grjasowez besser ging als in anderen Lagern, wussten sie bald. Sie durften sogar eine Jazzkapelle gründen. Fotos: Willy Steinberg

# Das heimliche Auge

Lange Zeit kannten viele die Bilder von Willy Steinberg, ihn selbst keiner. Er war einer der wenigen, die in russischen Kriegsgefangenenlagern fotografieren durften.

von **Christiane Schlötzer**

**D**icker Zigarrenrauch hängt im Raum, Willy Steinberg drückt den Stumpfen in den Aschenbecher und entschuldigt sich für den Dampf, als habe man ihn bei etwas Ungehörigem ertappt. Manchmal, sagt der alte Mann, da habe er eben noch Spaß am Rauchen. Er sagt das so, als müsse er erklären, wie das zusammengeht, diese Luis-Trenker-Bräune im Gesicht, fast 95 Lebensjahre und ab und an ein wenig Unvernunft. Nun macht er auch den großen Flachbildfernseher aus. Für das Tippen auf der Fernbedienung braucht er keine Brille. Die Augen haben Willy Steinberg nie im Stich gelassen. Ein Glück für einen Fotografen. Glück, sagt er, habe er überhaupt viel gehabt, selbst dann noch, als es gar nicht danach aussah.

1949 beispielsweise, im Gründungsjahr der Republik, da war Willy Steinberg richtig froh, weil er wieder zu Hause war, zurück aus Russland. Ziemlich dünn zwar, mit schlatternden Hosen, aber ohne äußerliche Verletzungen, und das nach fünf Jahren in Gefangenschaft und fast fünf Jahren Krieg. Nur einen leeren Rucksack brachte er mit. Na ja, ganz leer war der nicht. Aber das hat keiner gemerkt, bei allen den Kontrollen auf dem schier unendlich langen Weg vom Lager bis nach München, wo Ehefrau Mariele wartete.

Was Steinberg in dem alten Beutel bei sich trug, hat er ein wenig später an eine Illustrierte in München verkauft, die es heute nicht mehr gibt. Auch andere haben sich für seinen Schatz aus dem zerschlissenen Sack interessiert. Das waren vor allem Menschen, die wussten, wie wertvoll ein Fetzen Papier ist, auf dem man etwas notieren kann, oder ein Brocken Brot, das den Magen beruhigt, oder eine Nähnaedel, mit der man die Tragriemen eines Rucksacks zusammenflicken kann – nachdem man sie zuvor sorgfältig aufgetrennt hat, um zwischen den Bändern etwas zu verstecken. Winzige Päckchen mit Filmen etwa. „Ich habe die Perforation der Negative abgeschnitten, um Platz zu sparen“, erzählt Steinberg – Steinberg, der Lagerfotograf. Er hat sie mit noch 50 Abzüge von 50 Schwarz-Weiß-Fotos, die er herausgeschmuggelt hat aus dem Offizierslager „7150 Grjasowez“, 450 Kilometer nördlich von Moskau. Die Bilder stecken in einem schlichten roten Album, so einem mit Plastikfalteral für jedes Foto. Das schmale Buch ist griffbereit. Und wenn Steinberg mit den Fingern durch die Folien fährt, dann fallen ihm die Namen wieder ein, von den Mitgefangenen, von Hans

rückt, Willy Steinberg durfte diese Bilder machen, mit ausdrücklicher Billigung der russischen Lagerleitung, ja er sollte fotografieren. Vielleicht ist das ja schon des Rätsels Lösung: Hans Carste hält auch in Grjasowez einen Takstock, um der Lagerkapelle den Einsatz zu geben. Auf dem Foto der „Jazzkapelle Poth“ sieht man, dass alle zehn Musiker richtige Instrumente haben, nicht etwa selbstgebastelte Blechkanistertröten, sondern Saxophon, Gitarre und Geige. Das macht klar, diese Bilder hätte die Welt sehen dürfen, auch wenn sie sie damals nicht gesehen hat.

Es waren Bilder, die sich auch zu Propagandazwecken nutzen hätten lassen, was besonders deutlich wird bei den Aufnahmen von Gefangenen im Gymnastienal-

„Das bedeutete für mich, raus aus dem Dreck, fotografieren können.“

ter, die wie Schuljungen in Reih und Glied vor einer Führerin der örtlichen kommunistischen Jugend sitzen. „Die junge Generation im Kampf für ein demokratisches Deutschland“, steht auf dem Banner über der Bühne.

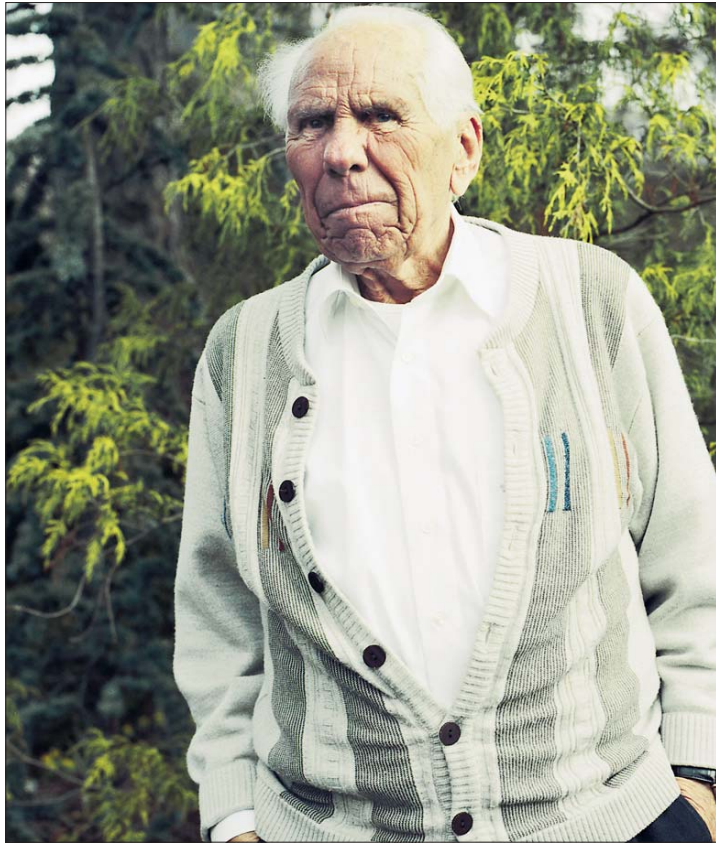
Aber auch wie es zu diesen Aufnahmen kam, ist eine außerordentliche Geschichte, und Steinberg hat die Produktionsmittel, die so überraschend in seine Hände fielen, noch auf andere Weise genutzt. Er hat auch im Wald von Panowka fotografiert, auf einem der gefürchteten Baumfällkommandos. „Ich hatte die Kamera immer in der Brusttasche“, sagt er und führt die rechte Hand ans Herz, wo er das kleine Ding verbarg und wärmte. „Bei 30 Grad unter null hätte sonst der Verschluss nicht funktioniert.“

Vom „Urwald von Panowka“ sprachen die Häftlinge, die Bilder zeigen verummelte Männer bei der Schwerstarbeit im tiefen Schnee. „Von den Aufnahmen hat keiner der Posten etwas mitbekommen“, sagt Steinberg. Andernfalls wäre ihm das wohl nicht gut bekommen. Auch die heimlich gemachten Bilder verbarg er in den Rucksack-Riemern.

Und die Kamera? Es gab nicht wenige Wehrmachtssoldaten, die ihre Fotoapparate mit in den Krieg nahmen, als ginge es auf große Fahrt. Auch Steinberg hatte seine Leica dabei, und er gehörte eher zu jenen, die anfangs nicht glauben wollten, dass der Krieg nur Blut, Dreck und Verderben sein würde. „Obst haben wir auf der Krim gegessen“, weiß er noch. Am 12. Mai 1944 war dann Schluss mit allen Landsdärmen. Mit mehreren Tausend Mann trieb Steinberg noch auf der Krim in Gefangenschaft. Seine Kamera haben sie ihm sofort abgenommen, aber das war das Geringste.

Einige Offiziere, auch Oberleutnant Steinberg, mussten Gräben ausheben. „Das werden unsere Gräber sein“, dachte er. Da tauchte plötzlich, „wie aus dem Nichts“, ein russischer Offizier auf. „Der kam auf einem Pferd herangeprécht und hat uns in letzter Minute vor dem Erschießen bewahrt.“ So hat es Steinberg damals empfunden. Nach einer Odyssee durch mehrere Lager landete er knapp 30-Jährige Mitte Juni 1944 in Grjasowez. Dort hieß es erst einmal arbeiten, auf einer Sowchose, einem landwirtschaftlichen Staatsgut, dann beim Straßenbau und im Holzschlag.

Am 3. November 1946 wurde Steinberg von einem solchen Aufweissensatz ins Lager zurückbeordert. „Ich war sicher, dass



Willy Steinberg, Fotograf, 94 Jahre alt, in seinem Garten in München.

Foto: Gerald von Forst

man mich zu einer Vernehmung führen würde, wie eine Reihe von Kameraden zuvor. Die endeten meist mit Einzeltransport ins Ungewisse.“ Aber man hatte anderes mit dem deutschen Fotografen vor. Er durfte im Lager ein Fotostudio einrichten, eröffnete man ihm, und er sollte alle 4500 Gefangenen ablichten. Und zwar für Porträts als Beigabe zu Weihnachtskarten, mit denen die Deutschen endlich ihren Familien mitteilen durften, dass sie noch lebten. „Es war wie ein Wunder“, erinnert er sich. „Das bedeutete für mich, raus aus dem Dreck, fotografieren können, meinen Beruf ausüben.“ Eine russische Leica mit einem deutschen Elmar-Objektiv, die von einem russischen Offizier stammte, wurde Steinbergs Schatz.

Der Rest war Improvisation. Unter Beobachtung durfte er nach Wologda, in die nächstgrößere Stadt, fahren, um Chemikalien zu kaufen. Ein Vergrößerungsapparat war vorhanden. „Weil die Lichtmaschine des Lagers nur von 18 bis 22 Uhr lief, konnten wir nur in dieser Zeit arbeiten.“ Wasser wurde aus einem Bach geholt, nachdem man die Eisdecke durchschlagen hatte. Dann sollten die müden

und abgekämpften Männer auch noch einigermaßen freundlich ins Objektiv schauen, „damit die zu Hause nicht erschrecken“. Schließlich waren die Gefangenen meist schrecklich dürr und ausgegipelt, weil chronisch unterernährt.

Dabei ging es den Deutschen in Grjasowez nach Zeugnisaussagen noch besser als in vielen anderen der circa 3000 Lager und Teillager für fast 3,5 Millionen Wehrmachtsgenossen, von denen mehr als jeder Fünfte an Hunger, Entkräftung und Krankheiten starb (die Todesrate sowjetischer Kriegsgefangener in deutscher Hand war noch wesentlich höher). Dass es in Grjasowez Besonderheiten gab, hat Steinberg auch dokumentiert. Boxkämpfe beispielsweise, für die Gefangene Wochen zuvor aufgepöppelt wurden.

„Auch die Russen wollten, dass ich Bilder von ihnen mache“, erzählt der Lagerfotograf. „Und dafür gab es dann einen Knüppel Kleba“, einen Kanten Brot. Kleba ist das russische Wort, es fällt ihm sofort ein beim Erzählen. Das gilt auch für die Angst, die blieb. Zumindest verlangte ein russischer Offizier, er sollte mitkommen, raus aus dem Lager. „Kuda, kuda?“ Wo-

hin? So hat er den Mann erschrocken gefragt. „Ich wusste ja nicht, was der mit mir vor hat. Will er mich erschießen?“ Der Offizier schubste ihn in ein Haus. Drinnen lag die Frau des Russen mit einem Neugeborenen. Das sollte er ablichten.

Als er die Leica wieder abgeben musste, weil der Besitzer versetzt wurde, fand sich beim Lagerstab gar noch eine starke beschädigte deutsche Retina – er durfte sie reparieren und weiter Bild machen. Auch von 70 Zeichnungen, die ein Gefangener angefertigt hatte. Der Künstler hatte Angst um sein Werk, „weil jeder wusste, dass uns vor der Entlassung alles Schriftliche abgenommen würde.“ Auch die Negative dieser Bilder sind in Deutschland angekommen. Ebenso wie viele Porträts in Passfotogröße, die Steinberg aufnahm, und die auf Lagerpostkarten ihren Weg in den Westen fanden. „Wir mussten die Fotos aufhängen, durften sie nicht kleben, damit man sehen konnte, dass darunter keine Botschaften standen.“ 25 unverständliche Worte waren pro Karte erlaubt. Auch die mussten durch die Zensur.

Fast einhalb Jahre hatte Steinberg so eine Kamera im Lager, und er versteck-

te die Bilder, bis zur Entlassung. Auf dem Heimweg 1949 hätte er sie dann beinahe verloren. Der Zug, in dem die Deutschen nach Westen rollten, hielt zu einer Kontrolle auf offener Strecke, „und wir mussten unsere Klamotten im Waggon lassen.“ Steinberg fürchtete um den Rucksack mit den eingetauchten Negativen. Als er in den Zug zurück durfte, fand er seinen Bündel wieder, unverändert.

Die Zeitschrift, die dann die Bilder in einer dreiteiligen Serie druckte, hieß *Heute*. Sie erschien nur bis 1951, unter Aufsicht der US-Armee in München. Steinberg kann sich nicht erinnern, dass seine Fotos später noch einmal veröffentlicht worden wären. *Heute* zahlte dafür gut, und Steinberg legte das Geld zu dem übrigen hart Ersparten, mit dem er sich später in München ein eigenes Geschäft aufbaute.

Bei „Foto Steinberg“ schauten dann öfter Ex-Gefangene aus Grjasowez vorbei und baten um Abzüge der Bilder. „Ich habe sie immer wieder für die Lagerkameraden vergrößert“, erzählt er. Jedes Jahr im Herbst trafen sich lange Zeit auch noch Ex-Grjasowezler in der Münchner Gaststätte Spöckmeier. So erfuhr man voneinander und den Fotos. Eines Tages kam dann einer in den Laden, „der wollte unbedingt die Negative.“ Steinberg ärgert sich bis heute, dass er sie hergab und sich nicht erinnern kann, wer der Mann war.

Es gibt nicht viele Fotos aus den sowjetischen Lagern, und wenn, dann befinden

„Ich wusste ja nicht, was der mit mir vorhat, will er mich erschießen?“

sie sich in russischen Archiven. Obwohl nicht nur in Grjasowez, sondern auch in wenigen anderen Lagern Passbilder gemacht wurden. Ob auch dort Gefangene mit den anvertrauten Kameraden mehr taten als das Erlaubte, ist nicht bekannt. Ein Rätsel blieb lange auch die Herkunft von Aufnahmen aus dem Lager Jelabuga, die in Zeitschriften und Büchern auftauchten – stets anonym. Erst 1999 bekannte sich der Hamburger Klaus Sasse in einem Buch zur Autorschaft. Sasse, der 2003 starb, hatte die Fotos mit großem Wagemut mit seiner durch alle Kontrollen geschleusten Minox gemacht, und die Filme im Gipsbein eines entlassenen Kameraden herausgeschmuggelt. Auch diese Bilder wurden in den fünfziger Jahren in Ex-Gefangenenkreisen weitergereicht, und keiner verriet den Fotografen.

„Alle haben dichtgehalten“, sagt Steinberg, „ich dachte immer, irgendwann tauchen meine Fotos irgendwo wieder auf.“ Lange Zeit hatte auch er das Gefühl, es sei besser, über die Vergangenheit zu schweigen. „Ach, erzähl nicht so viel, das bringt nur Kummer“, hat er oft gehört. Da sagte er lieber nichts mehr. „Aber das kriegste nie aus dem Kopf.“ Selbst im hohen Alter nicht. Psychologen sagen, gerade dann komme das Erlebte zurück, auch der einstige Schrecken.

Und jetzt? Eigentlich war es nicht so schwer, Steinberg zu finden, man musste ihn nur suchen. Und eines jener Pergamentpapier-Tüchchen aus den fünfziger Jahren besitzen, mit dem Aufdruck „Foto Steinberg“. Das auffallend moderne Logo hat auch einer aus Grjasowez gemacht.

Willy Steinberg hat das Foto aus dem Urwald von Panowka in seinem Haus hängen. In eindrucksvoller Größe. Er betrachtet es jeden Tag. „Damit ich nicht übermüdig werde“, sagt er.



Das Lager-Orchester von Grjasowez durfte Willy Steinberg mit der Kamera festhalten. Im Urwald von Panowka, wo die Gefangenen im russischen Winter Bäume fällen mussten, sollte der Lagerfotograf keine Bilder machen. Er tat es trotzdem.